

Gott im Milieu?

Ein zweiter Blick auf die Sinus-Milieu-Studie¹

Christian Bauer

Die üblichen Helden des Konjunktivs („Wir müssten, könnten, sollten...“) waren schnell zu Stelle, als im Jahr 2006 eine Sinus-Milieu-Studie zu *Religiösen und kirchlichen Orientierungen in den Sinus-Milieus* veröffentlicht wurde. Da diese mittlerweile zum ‚Kleinen Einmaleins‘ pastoraler Gegenwartsdeutung gehört, wirklich *theologische* Analysen ihrer Ergebnisse aber noch immer eher die Ausnahme bilden, lohnt sich ein zweiter Blick auf diese mikrosoziologische Ethnologie unseres Alltags – und zwar im Kontext einer historisch-systematisch arbeitenden Praktischen Theologie, die ein wenig tiefer zu schürfen und weiter zu blicken versucht als die meisten aktionistischen Kurzschlüsse es nahelegen. Um dieser allgegenwärtigen Gefahr zu entkommen, riskiert sie die ‚Verlangsamung‘ einer historischen Rückblende in die vergleichbare Problemkonstellation einer nahen kirchlichen Vergangenheit, die sich möglicherweise als eine Erinnerung an die Zukunft auch unserer Pastoral hierzulande erweisen könnte.

Frankreich, ein Missionsland?

Es ist ein seltener Glücksfall, wenn einem Bischof die Lektüre einer religionssoziologischen Untersuchung schlaflose Nächte bereitet – und ihn dann auch noch zum Handeln veranlasst. So geschehen mit dem Pariser Kardinal Suhard, als er am Ostermontag 1943 das Manuskript von *La France, Pays de Mission?* von Henri Godin und Yvan Daniel las. Dieser wenig später publizierte pastoralsoziologische Bestseller schlug im kollektiven Bewusstsein der französischen Kirche ein wie eine Bombe: Missionsländer liegen doch in Übersee, wohin Missionare ‚armen Heidenkindern‘ das Evangelium bringen – aber ein Land wie Frankreich, wo man mit gallikanischem Stolz den Ehrentitel der ‚Ältesten Tochter der Kirche‘ trägt... ? Die Lektüre von *La France, Pays de Mission?* jedenfalls veranlasste Kardinal Suhard zur Abfassung mehrerer auf der ganzen Welt gelesenen Hirtenbriefe sowie zur Gründung des innovativen Pastoralprojekts der *Mission de Paris*: beides in Wort und Tat prophetische Vorwegnahmen des Zweiten Vatikanischen Konzils.

La France, Pays de Mission? löste in Frankreich einen veritablen „Frühling der Kirche“ (E. Suhard) aus, von dem selbst ein nüchterner Beobachter wie Yves Congar sagt: „Wer diese Jahre nicht

¹ Dieser Beitrag geht auf einen am 22. September 2007 in Frankfurt gehaltenen Vortrag mit dem Titel *Ökonomie der Überschreitung. Eine theologische Erkundung alltagskultureller Paralleltwelten* zurück, der seinerseits auf diverse kirchliche Fortbildungsveranstaltungen (PGR-Klausuren, Kolpingabende etc.) zurückgreift und demnächst in einem von Johann Ev. Hafner und Joachim Valentin herausgegebenen Sammelband zum Thema *Paralleltwelten. Christlicher Glaube und die Vervielfachung von Wirklichkeit* publiziert wird – dort finden sich auch die im Folgenden ausgesparten Zitatnachweise sowie weiterführende Literaturtipps.

miterlebt hat, der hat einen der schönsten Augenblicke im Leben der Kirche versäumt.“ Eine ähnliche Rolle wie dieses aufrüttelnde Buch könnte in Deutschland vielleicht auch das Sinus-Milieu-Handbuch spielen – wenngleich nicht sicher ist, ob hier ähnlich wegweisende Pastoralprojekte wie in Frankreich vor dem Konzil folgen werden. Einen ersten Schritt jedenfalls haben die deutschen Bischöfe gemacht, als sie anlässlich des Bonifatiusjahrs 2004 eine Formel Ivo Zeigers vom Katholikentag 1948 aufgriffen und in einem höchst lesenswerten Hirtenbrief Deutschland erstmals offiziell als ‚Missionsland‘ bezeichneten. Der wesentliche Unterschied zwischen *La France, Pays de Mission?* und der Sinus-Studie jedoch besteht darin, dass sich die ‚versäulte‘ Nachkriegsgesellschaft beider Länder mit ihren tragenden Pfeilern des Arbeiter- bzw. Katholischen Milieus heute in eine ungeheuere Vielfalt pluraler Alltagswelten ausdifferenziert hat – und die Lage für deren zentrale Institutionen (Gewerkschaften, Kirchen, Parteien) weitaus schwieriger ist als damals.

Für die deutsche katholische Kirche birgt die Sinus-Studie vor allem die ernüchternde Erkenntnis, dass sie nur noch in drei von zehn idealtypisch profilierten Sozialmilieus wirklich verwurzelt ist: bei den Konservativen, bei den Traditionsverwurzelten und in der Bürgerlichen Mitte. Den Anschluss an zukünftige gesellschaftliche ‚Leitmilieus‘ wie Experimentalisten, Postmaterielle oder Moderne Performer jedenfalls scheint sie verloren zu haben – und damit auch die Eliten von morgen. Diese kirchliche „Milieuerengung“ (M. Ebertz) gilt, während die DDR-Nostalgischen eine historisch bedingte Sonderrolle spielen, auch für die jeweiligen Kernmilieus der sogenannten Unter- und Oberschicht: für die Konsum-Materialisten und Hedonisten sowie für die Etablierten. Eine prekäre Lage in Zeiten, in denen die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ (H. Schelsky) schrumpft und die beiden großen christlichen Kirchen mit ihrem ‚Vollsortiment‘ auf dem Religionsmarkt in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten und sich zunehmend aus der Fläche zurückziehen müssen. Zwischen den beiden Extremen von Esoterik und Fundamentalismus geraten sie genauso in Bedrängnis wie Hertie oder Kaufhof zwischen Discountmärkten und Edelshops.

Entdeckung der Arbeiterpriester

In dieser Situation lohnt nun ein historischer Rückblick auf das pastorale Abenteuer der französischen Arbeiterpriester, deren erste Generation noch während des Zweiten Weltkriegs ihre Soutane ablegte und als „Priester im Blaumann“ in die Fabriken, Werften und Kohlegruben ging. Von allen pfarrlichen Verpflichtungen freigestellt, wollten sie als Arbeiter unter Arbeitern das Evangelium leben – ein für viele Katholiken damals skandalöser priesterlicher Ortswechsel. Sahen sich diese ersten Arbeiterpriester zunächst noch als „Fallschirmspringer“ Gottes, die hinter den ‚feindlichen‘ Linien landen, um die weitgehend entkirchlichte Arbeiterwelt von innen heraus zu bekehren, so kam es im direkten Kontakt mit dieser zunächst fremden Welt schon bald zu einem radikalen Bewusstseinswandel: „Wir sind mit einer klaren Vorstellung von dem losgezogen, was wir der Welt zu bringen hätten, und haben entdeckt, dass wir Zuspät-Gekommene waren, die alles erst lernen mussten.“

Je mehr die Arbeiterpriester sich auf das Leben und Kämpfen ihrer Kameradinnen und Kameraden einließen, umso überraschter entdeckten sie, dass wirkliche Mission keine Einbahnstraße ist. Nicht *sie* bekehrten die Arbeiter zur Kirche, sondern diese bekehrten vielmehr *sie* zum Evangelium: die Arbeiterpriester haben das Evangelium also unter jenen Arbeitern

überhaupt erst entdeckt, denen sie es eigentlich hatten bringen wollen. Eine unerwartete Entdeckung Gottes selbst in der anonymen Kraft seines Evangeliums, die auf eine spätere Erkenntnis der Theologie der Befreiung vorausweist: „Gott kommt früher als der Missionar.“ (L. Boff). Eine schöpfungstheologische Begründung hierfür lieferte unter anderem Teilhard de Chardin mit seinem Buch *Le milieu divin*, das die Arbeiterpriester in ihrer Grundüberzeugung bestärkte, dass auch die profane Welt ein ‚Milieu Gottes‘ ist.

Postkolonialer Missionsbegriff

Unter den knapp einhundert Arbeiterpriestern hat sich somit ein fundamentaler Bewusstseinswandel ereignet, der zwar nicht von allen im selben Tempo und in gleichem Maß vollzogen wurde, in der Kirchengeschichte der Neuzeit aber eine wirkliche Innovation darstellt. Sie stehen für einen alternativen Missionsbegriff, dessen epochale Neuheit sich am besten mithilfe von Paul Watzlawicks Unterscheidung von Problemlösungen erster bzw. zweiter Ordnung verstehen lässt. Auf die fast vollständige Entchristlichung des Arbeitermilieus reagierte die Kirche damals zunächst mit einer problemverstärkenden Lösung erster Ordnung („Mehr vom Selben“): man solle doch, so ein römischer Ratschlag, in Frankreich über eine verstärkte „Gründung von Kindergärten oder die Vermehrung der Ministranten und frommen Vereine“ nachdenken. Die Arbeiterpriester jedoch stehen für die Alternative einer „paradoxen Intervention“ zweiter Ordnung („Weniger vom Selben“): weniger Anstrengungen im Rahmen konventioneller Pfarlichkeit und stattdessen absichtsloser Einsatz unter den Arbeitern.

Bei diesem neuen Missionsbegriff geht es um eine pastorale ‚Abrüstung‘ auf das Niveau eines Zeugnisses, das ohne große Worte auskommt und nach dem Motto ‚Rede nur dann von Deinem Glauben, wenn Du gefragt wirst – aber lebe so, dass man Dich fragt‘ vor allem anderen das Beispiel des eigenen Lebens sprechen lässt. Kirchliche Mission nach diesem Modell umfasst mindestens drei Komponenten: eine pastorale Öffnung nach Außen, ein glaubwürdiges Zeugnis des Lebens und eine Entdeckung des Evangeliums unter den Anderen. Diesen neuen, dreifach strukturierten Missionsbegriff der Arbeiterpriester könnte man einen *explorativen* Begriff von Mission nennen, während man den herkömmlichen Missionsbegriff einen *kolonialen* nennen müsste. Geht man im Sinne der französischen Arbeiterpriester von einem solchen ‚postkolonialen‘ Verständnis der Welt-Mission von Kirche aus, dann wäre heute mit Blick auf die Sinus-Studie nicht wie üblich mehr zu tun, sondern zunächst einmal vielleicht sogar weniger – und dafür das Richtige.

Theologische Perspektivierung

Dieser neue Missionsbegriff lässt sich mit Hilfe des französischen Dominikaners M.-Dominique Chenu (1895-1990) theologisch weiterführend entfalten – eines der wichtigsten Impulsgeber der Arbeiterpriester, unter dessen ‚Nihil obstat‘ bereits 1943 *La France, Pays de Mission?* erschienen war. Mission heißt für ihn vor allem, dass die Kirche „aus sich herausgehen“ muss, um sich neu in der Welt „inkarnieren“ zu können. Um den pastoralen Status einer solchen „Église en état de mission“ zu klären, hatte der ‚gelernte‘ Historiker Chenu bereits 1946 auf der ersten Generalversammlung der *Mission de France* auf eine ihm naheliegende Konstellation der Geschichte zurückgegriffen: die Gründung seines Ordens im Kontext der ‚evangelischen‘ Armbewegung des Mittelalters. Die ersten Predigerbrüder um Dominikus predigten nicht wie

die Päpstlichen Legaten vom hohen Ross herab, sondern bewegten sich auf Augenhöhe mit den Menschen ihrer Zeit („non equester sed pedestes“). Ihr innovatives Missionsverständnis ähnelt demjenigen der französischen Arbeiterpriester auf verblüffende Weise: sie wagten einen „spirituellen Ortswechsel“ (M.-D. Chenu) in die kulturellen Leitmilieus ihrer Gegenwart, der sie das in Form gelebter Armut ‚revitalisierte‘ Evangelium in der Begegnung mit den Anderen auf neue Weise entdecken ließ. Noch heute lässt sich, so Chenu, Maß nehmen an diesem armutsbewegten Bibelfrühling des 13. Jahrhunderts, in dem die Kirche zur einfachen Nachfolge Jesu zurückfand – angeführt von der pastoralen Avantgarde ihrer Bettelorden.

Über Chenu hinaus kann man sogar noch einen Schritt weitergehen. Der besondere Missionsstil von Bettelorden und Arbeiterpriestern ist nämlich keine Erfindung des Mittelalters oder des vergangenen Jahrhunderts, sondern geht in seiner dreifachen Struktur vielmehr auf Jesus selbst zurück. Dieser stand für eine Öffnung der Sozialmilieus seines Volkes im Zeichen einer anbrechenden Gottesherrschaft, deren Überraschungen er mit seiner ganzen Existenz als Wanderprediger auch selbst verkörperte – und als deren Zeugen er, so die früheste christliche Missionsregel (Q 10,4f), seine Jünger paarweise und ohne großes Gepäck in die Dörfer und Marktflecken Galiläas sandte. Sie konnten die Macht seines Evangeliums überall dort entdecken, wo sie mit dem ihnen aufgetragenen Wunsch „Schalom diesem Haus“ (Q 10,5) auftraten. Hierbei handelt es sich um eine ‚performative‘ Kurzformel der Botschaft Jesu, die seine Jünger umso tiefer in die Mysterien des Evangeliums einführte, je häufiger sie diese Begrüßung an fremdem Orten aussprechen: „Die eigentliche Botschaft besteht im Lebensstil dieser Leute, die da an die Tür klopfen. [...] Man kann sie für total verrückt halten [...] oder man kann nachfragen, wie sie zu einem derart unsicheren [...] Lebensstil gefunden haben. Dann aber hat das Gespräch über Gott und seine Herrschaft bereits begonnen...“ (M. Ebner).

Konsequenzen für die deutsche Kirche

Das Zweite Vatikanum hat die französischen Arbeiterpriester nicht nur offiziell rehabilitiert (vgl. PO 8), sondern ihrem nur scheinbar neuen Missionsbegriff, dessen Spur sich von den mittelalterlichen Bettelorden bis hin zu den jesuanischen Wanderpredigern zurückverfolgen lässt, auch eine weltkirchliche Rezeption erster Klasse zuteil werden lassen, die für eine theologische Interpretation der Sinus-Milieu-Studie heute von höchster Bedeutung ist. Man muss hierzu nur die deutschen Bischöfe mit ihrer Aussage, Deutschland sei ein Missionsland geworden, beim Wort nehmen und *Ad gentes*, das mit Blick auf klassische Missionsländer verfasste Missionsdekret des Konzils, einmal auf unsere deutsche Gegenwartssituation hin lesen. Auch dort geht es um eine kulturelle Öffnung der Pastoral, der ein am Evangelium orientiertes Zeugnis des Lebens folgt. Die dritte Komponente des Missionsbegriffs der Arbeiterpriester, die Entdeckung des eigenen Evangeliums bei den Anderen, findet sich im Missionsdekret nur andeutungsweise (vgl. AG 7/9), eindeutiger jedoch in *Gaudium et spes*: „Es ist die Aufgabe des gesamten Volkes Gottes, [...] auf die vielfältigen Sprachen unserer Zeit zu hören [...] und sie im Licht des göttlichen Wortes zu beurteilen, damit die offenbarte Wahrheit immer tiefer erfasst [...] werden kann. [...] Die Kirche bekennt [...], dass sie selbst aus der Gegnerschaft derer, die sie bekämpfen [...], einen großen Nutzen [...] zu ziehen vermag.“ (GS 44).

Diesen in Deutschland noch kaum rezipierten Konzilstext im Hinterkopf, steht nun jener Wechsel von der analytischen zur operativen Ebene an, welcher die Praktische Theologie zu

einem riskanten und daher höchst reizvollen Geschäft macht. Auch wenn der Missionsbegriff der Arbeiterpriester einem historischen Kontext entstammt, dessen ärmliche Verhältnisse keinen Raum für bildungsbürgerliche Sozialromantik bieten, so lassen sich von ihm her doch einige konkrete Handlungsoptionen für das Feld kirchlicher Praktiken im hiesigen Kontext skizzieren, die den drei Komponenten des gerade vorgestellten Missionsbegriffs entsprechen: eine doppelte Selbstrelativierung von Kirche und Pfarrei nach Außen und im Innen, ein pluriformes Zeugnis des Lebens im Netzwerk einer ‚transversalen‘ Gesamtpastoral sowie eine für Gottes Überraschungen offene Pastoral kultureller Mehrsprachigkeit.

Doppelte Selbstrelativierung

Die Sinus-Milieu-Studie ist vor allem eine geistliche Herausforderung. Eine sehr grundsätzliche Anfrage an die spirituelle Grundhaltung der Pastoral, welche die Kirche zu einer demütigen Selbstrelativierung nach dem Motto Johannes' XXIII. herausfordert: Giovanni, nimm dich nicht so wichtig. Denn es gibt noch andere Orte Gottes als die Kirche und noch andere Orte der Pastoral als unsere Pfarreien. Ein historischer Modellfall dieser doppelten Selbstrelativierung, die eine pastorale Öffnung nach Außen wie im Innen ermöglicht, sind die ersten französischen Arbeiterpriester. Diese haben nicht nur erkannt, dass Gott auch außerhalb der Kirche präsent ist, sondern auch am eigenen Leib zu spüren bekommen, dass diese in sich bis zum Zerreißen plural verfasst ist. Der beinahe unmögliche Spagat, mit dem sie die Kluft zwischen entkirchlichem Arbeitermilieu und vorkonziliarer Priesterkirche zu überbrücken suchten, musste im „kirchlichen McCarthyismus“ (P. Pierrard) der 1950er Jahre zwangsläufig zu schmerzlichen Zerreißproben führen – nicht wenige Arbeiterpriester sind mit ihrem Lebensentwurf denn auch an den inneren Differenzen einer Kirche gescheitert, welche das Milieu Gottes nicht größer und weiter sein lassen konnte als ihr eigenes.

Die Arbeiterpriester laden im Sinne der erstgenannten Selbstrelativierung des Innens kirchlicher Pastoral zu einer ekklesiologischen Lockerungsübung ein, welche das je größere Mysterium Gottes die Grenzen seiner Kirche überschreiten lässt. Wir müssen weniger darauf aus sein, die Etablierten, Postmateriellen oder Hedonisten wieder ‚in die Kirche zu bekommen‘, als vielmehr darauf, in entkrampfter Gelassenheit zu fragen, was uns diese von Gott zu sagen haben. Es gibt nicht wenige unter ihnen, die zwar nie zum Pfarrfamilienabend kommen, sich dem Volk Gottes aber dennoch zugehörig fühlen – nur eben anders, als viele in der Kirche meinen. Eine spirituell durchaus schwer zu verarbeitende Erkenntnis, die im Horizont der zweitgenannten Selbstrelativierung aber zu einer theologisch zukunftsweisenden Neubewertung der sogenannten Kasualien und anderer passagerer Orte der Pastoral führen kann. Und vielleicht müssen ja auch gar nicht alle gesellschaftlichen Milieus zur Kirche bekehrt werden, weil Gott für sie noch ganz andere Heilswege bereithält als diese...

Transversale Gesamtpastoral

„Zur Caritas gehen [...] auch die [...] ‚Konsum-Materialisten‘; [...] ‚Experimentalisten‘ finden sich etwa [...] in der Kölner ‚Kunststation St. Peter‘, und für die ‚Postmateriellen‘ gibt es manch gutes Kloster oder wenigstens *Anselm Grün*.“ (R. Bucher). Schon diese wenigen Beispiele zeigen, dass es jenseits der klassischen Pfarrei längst ein weitverzweigtes Netzwerk von pastoralen Orten gibt, die zahlreiche Berührungspunkte, Schnittstellen und Kontaktflächen zu vermeintlich

‚kirchenfremden‘ Sinus-Milieus aufweisen. Ein höchst plurales Netzwerk, dessen differenzierte Milieuorientierung aber auch bestehende „Desintegrationstendenzen“ (R. Bucher) in der Kirche verstärkt. Daraus ergibt sich nicht nur das Problem des inneren Zusammenhangs der einzelnen Orte kirchlicher Pastoral, sondern auch die *missionarische* Notwendigkeit, diese historisch gewachsene Vielfalt als ein Zeugnis glaubwürdig gelebter Pluralität zu kultivieren, solange es sie noch gibt – notfalls auch gegen den Konformitätsdruck einer Kirchenleitung, die einen legitimen Plural des Katholischen zuzulassen häufig erst noch lernen muss. Auf der Suche nach einer entsprechend offen vernetzten ‚Gesamtpastoral‘ kann die deutsche Kirche in der „Pastoral d’ensemble“ der französischen Nachkriegszeit fündig werden, die so innovative Projekte wie die *Mission de France* oder die *Mission de Paris* umfasste: „Die Zeit einer Pastoral in den Grenzen der Pfarrei ist vorbei“, so bereits 1948 der damalige Erzbischof von Cambrai.

Man förderte damals in Frankreich auch ungewöhnliche Initiativen wie diejenige Madeleine Delbrêls, einer weiteren Inspiratorin der Arbeiterpriester, die 1933 als „Missionarin ohne Schiff“ zu den Kommunisten von Ivry aufbrach – nachdem sie selbst durch das Zeugnis des Lebens junger Christen an der Sorbonne zum Glauben gefunden hatte: „Ich bin [...] Christen begegnet, die weder älter noch dümmer [...] waren als ich – die also dasselbe Leben lebten, genauso viel diskutierten und tanzten.“ Von einem solchen Zeugnis als *dem* kriteriologischen Maßstab einer glaubhaften Gesamtpastoral sprach in seinem letzten großen Hirtenbrief 1949 auch Kardinal Suhard: „Zeuge sein heißt nicht, Propaganda zu treiben, [...] sondern ein Mysterium zu bilden – so zu leben, dass dieses Leben unverständlich wäre, wenn Gott nicht existierte.“ Ganz ähnlich brachte dies Papst Paul VI. 1975 in seinem Lehrschreiben *Evangelii nuntiandi* zum Ausdruck: „Die Verkündigung muss vor allem durch das Zeugnis erfolgen. [...] Durch ein solches Zeugnis ohne Worte wecken diese Christen in den Herzen derer, die ihr Leben sehen, unwiderstehliche Fragen: Warum sind jene so? Warum leben sie auf diese Weise? Was – oder wer – ist es, das sie beseelt?“ (EN 21).

Kulturelle Mehrsprachigkeit

Was also tun? Nicht mehr, sondern weniger. Chenu bringt es auf den Punkt: „Zeugnis geben heißt nicht bekehren, sondern sichtbar das sein, was man ist“. Was die Kirche *ist*, das spricht bereits bevor ihre offiziellen Vertreter den Mund aufmachen. Möchte sie im Sinne der Arbeiterpriester auch heute noch ansprechbar und auskunftsfähig sein, dann muss sie, um nur einen Bereich herauszugreifen, zum Beispiel die kulturell eingeschränkte Rekrutierung ihres „personalen Angebots“ (Stichwort: ‚Negativauslese‘ des Priesternachwuchses) gründlich überdenken. Auf allen Ebenen benötigen wir alltagskulturell mehrsprachige Zeuginnen und Zeugen des Evangeliums, die nicht nur Kontakt zu sehr unterschiedlichen Menschengruppen aufzunehmen vermögen, sondern auch selbst verschiedenen Sozialmilieus entstammen – ganz so wie die für viele Arbeiterpriester prägende *Jeunesse Ouvrière Chrétienne*, die auf eine Mission des Milieus junger Arbeiter durch Mitglieder eben dieses Milieus setzte. Unter diesem Anspruch betrachtet, ist die gegenwärtige Personalentwicklung der deutschen katholischen Kirche ein einziges Desaster. Zumal man in einer zunehmenden Zahl von Diözesen meint, aus Kostengründen auf jene Berufsgruppe der Pastoralreferentinnen und -referenten verzichten zu können, die meist noch am ehesten Anschluss an zukünftige Leitmilieus der Gesellschaft haben.

Wenn die hiesige Kirche es schafft, dieser durchaus selbstverschuldeten ‚Milieuerengung‘ zu entkommen und kulturelle Mehrsprachigkeit als eine pastorale Schlüsselqualifikation wiederzuentdecken, dann könnten auch hierzulande neue und innovative Orte der Pastoral mit kulturellem ‚Sexappeal‘ entstehen, die das ‚gewisse Etwas‘ haben und auf denen eine Spannung liegt, die noch heute zu elektrisieren vermag. Pastorale Orte, an denen unsere gesellschaftlichen Stereotypen ins Tanzen geraten, weil es dort noch echte Überraschungen gibt, welche die entgrenzende Kraft des Evangeliums neu entdecken lassen: Zeltlager für berufstätige Väter, die trotz Karrieredruck mehr als bloße ‚Feierabend-Papas‘ sein wollen, Jogging-Exerzitionen für ‚körperfromme‘ Zeitgenossen, die Leib und Seele auf neue Weise zusammenbringen möchten oder ‚Theologische Salons‘ für skeptische Gottsuchende, die sich im nahen Straßencafé zur Debatte treffen. Für die Entstehung solcher pastoraler Orte an den „Schnittstellen pluraler Alltagswelten“ (H. Luther) gibt es keine praktisch-theologischen Patentrezepte. Wohl aber kann man von Seiten der Praktischen Theologie auf bereits Gelingendes hinweisen, so etwas wie missionarische Neugier wecken und in die kulturellen Randzonen von Kirche locken – immer auf jene Sicherheit vertrauend, die man im Gehen auf unbekanntem Terrain mit jedem Schritt gewinnt: Auch fremder Boden trägt.

*Leicht gekürzt und mit weiteren Anmerkungen versehen publiziert in:
DIAKONIA 39 (2008), 123-129.*

Informationen zum Autor:

Christian Bauer (* 1973), Dipl. theol. und Mediator, schließt gerade eine Doktorarbeit zu M.-Dominique Chenu (Arbeitstitel: Ortswechsel der Theologie) ab und arbeitet ab dem Sommersemester 2008 als Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Praktische Theologie der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen.